



Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von E. A. Hofmähler.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

No. 14. Inhalt: Der erste Frühlingsgang. — Die Glieder der schwarzen Familie. Von Dr. H. G. Drebm.
(Mit Illustration.) — Das Wasser des Meeres. Von Dr. Otto Tammer. — Kleinere Mittheilungen. — Hundelied des wissenschaftlichen Nachlass.

1860.

Der erste Frühlingsgang.

Unter den vielen Vorzügen unserer schönen, milden deutschen Natur ist auch das eine zu nennen, daß die geographische Lage Deutschlands und die vielstufige Erhebung seines Bodens oft in naher Nachbarschaft zwei, drei Frühlinge nacheinander zu feiern erlaubt. Wenn wir am südlichen Fuße des sächsisch-böhmischen Schreibegebirges den prangenden Ranz schon wochenlang hinter uns haben, so steigen wir hinauf zwischen die sichtengekrönten Höhen des Erzgebirges, um es mit anzusehen, wie die Sonne langsam das weiße Wintergewand von dem schönen Wellenlande hinwegkost und dann die bescheidenen Bergblümchen eilig das Versäumte nachzuholen streben; und kehren wir dann von dieser zweiten Frühjahrsfreude zurück, so winkt uns unten bereits die erdübende Klirke entgegen, die oben in der bescheidenen Verform sich kaum erst anschiebt, ihre Knospen zu öffnen.

Alles hat seine Zeit, sagt das alte Wort; die deutsche Natur fügt innerhalb ihres Gebietes hinzu: nur nicht an jedem Orte dieselbe. Auch an demselben Orte bindet sie sich nicht bebantlich an die Zeit. Das hat uns, die wir das Erzeugniß unseres Mutterbodens sind, zu Dienern der Zeit — geduldig gemacht. Wenn aber dann die Zeit unster Gebuld durch ihr Kommen belohnt, so freuen wir uns um so inniger des Lohns.

Ich hatte bei diesen Worten keine Nebengedanken — sondern wollte ehrlich bloß andeuten, wofür besonders Zugabe unsere Frühjahrsfreude hat. Wir freuen uns, daß

sie schon kommt, oder daß sie endlich da ist. Wir werden uns mit einem Wort babel immer der Zeit bewußt.

Wer von uns machte nicht — Der früher, Jener später, wie es die Lage seines Wohnortes erheischt — seine Probegänge ins Freie und versuchte dabei, etwas von der Winterhülle abzutun.

Netzt ist diese schöne, hoffnungreiche Zeit wieder gekommen.

So kurz als möglich vor dem Tage, ja vor der Stunde, wo der Geher mit unerbittlichem Verlangen „Manuskript zur neuen Nummer“ fordert, machte ich, es war schon nicht mehr der erste, einen solchen Probegang durch die schönsten wiesengelichteten Wälder an der Abendseite Leipzigs.

Schon in der Vorstadt winkte mir aus einem Garten die Kunde vom neuen Leben entgegen. Ein hoher Pflanzbüsch drängte seine röhlichen Triebe mühsam zwischen den Fugen seiner Strohumhüllung durch, um draußen Umschau zu halten nach dem nahenden Renze. Und da kam auch plötzlich dessen Diener herzu: der Gärtner löste mit wenigen Schnitten die Bande und raffte das im Schneeswetter ergraute Stroh von den Gliedern des längst schon Erwachten.

Der Garten lag an einem großen freien Platze, auf welchem sich mir etwas zeigte, was auch mit dem Wiedererwachen des Frühjahrs in Verbindung steht. Mantere Knaben trieben auf dem wieder ebenen und trocknen Boden mit Peitschenschlägen den Kreisel herum, und ein paar

Mädchen, die es ihnen gleich thun wollten, zeigten durch ihre ungenügende Handhabung der Peitsche mit steifem Arm, daß ihnen dieses Knabenpiel nicht ansteht. Die Kinderspiele sind beinahe nach der Zeit vertheilte Blüten des Jahreslaufs zu nennen, und es ist vielleicht keine Ueberschätzung des „Kindlichen Spiels“, in dem ja nach des Dichters Wort gar oft ein „hoher Sinn“ liegen soll, wenn ich immer der Meinung gewesen bin, daß es recht interessant sein müsse, unsere deutschen Kinderspiele, so weit sie im Freien geübt werden, zu sammeln und ihr Gebundensein an die Jahreszeiten festzustellen. Auf dem Kulturwege eines Volks sind seine Knabenspiele ein kleiner zwar, aber doch ein nicht ganz bedeutungsloser Schritt.

Der dritte Tag nach dem kaltenbergschen Frühlingsanfang brauchte es in seinen Frühlingswecken noch nicht weitgebracht zu haben; denn für sein Anfangen pflegt sich bei uns der Lena die Hand frei zu halten. Es war Wachen, die eben gleich mir das Rosenthal, den schönen gemischten Laubwald Leipzigs, prüfend betrafen, deutlich anzusehen, daß ihr über den hohen Waldsaum und über die noch ziemlich graue Wiese schweifender Blick sie nicht befriedigte. Wenn sich eine Wolke vor die Sonne zog, war es auch in der That sehr wenig frühlinghaft, und da Jene nur im Großen, nur das offene vor Augen Liegende zu sehen verstanden, so wunderten sich ihre enttäuschten Blicke eben nicht. „Der Schwarzborst küßt sich noch nicht“, sagte eine Dame zu ihrem Begleiter; „ja, der will Sturm haben, einen tüchtigen Aprißsturm, um zu blühen.“ antwortete dieser.

Ich schlug mich links in den einsameren Theil des Waldes, während sich Jene rechts wendeten, wahrscheinlich um bald im „Schwitzergrüdüchen“ — bei einer Tasse Kaffee zu verschwinden.

Vor einigen Monaten hatten hier meine Augen am schneebedeckten Boden noch nichts zu suchen. Ich hatte ziemlich erfolglos in der milden, trocknen Luft Leipzigs nach Ribnensüchten zu der Tafel in unserer Nr. 4 gesucht, dabei aber einen recht charakteristischen Unterschied in der Farbe alter Fischen und Rüstern aufgefunden.

Heute war der Boden auch noch nicht eben lebenslustig; aber er bot doch schon genug dar, um meiner Frühlingssehnsucht die baldigste Erfüllung zu verschaffen. Doch ließ ich mich hier noch nicht locken; ich ging weiter hinter in das „milde Rosenthal“, wo die „Sommerhieschen“ und die „Himmelschlüsselchen“, wie die Leipziger Kinderwelt das Schneeglöckchen (*Leucojum vernum*) und die Schlüsselblume (*Primula elatior*) getauft hat, noch häufig genug saßen.

Ueber mir sah mein kundiges Auge noch sonst gewöhnlich alle Welt überfließt, denn Niemand sucht auf laublosen Bäumen eine Blüthe: das beginnende Erblühen der Erlen und Rüstern und Zitterpappeln. „Blühen denn die auch?“ würde mich manche Blumenfreundin fragen. Ja freilich nicht mit so stolzen Blumen wie die Kogelstanie oder mit so süßduftenden wie die Linde in unseren berühmten Promenaden. Kaum Einer von Hunderten hat einmal die niedlichen rothen Blütenhänel der gemeinen Küster gesehen; und kaum weiß er die dick seidenartigen männlichen Blütenköpfchen der Eiche zu deuten, wenn sie dann abgefallen wie dicke, haarige Raupen auf seinem Spazierwege liegen. Obgleich nicht Sonntag war, so kamen mir doch auf der Wegend des Waldes, wohin ich wollte, plaudernde Kinderbuben entgegen, welche wahre Frühlingsotrophäen trugen, lange Hufeisleren, an denen Kaffelartig vier, fünf Sträuße von Schneeglöckchen aufgesteckt waren; und mit mir gingen andere Kinder zu gleichem Zwecke des Weges,

mit erregten Ausrufen einander erzählend, wie dort hinten dies Jahr „Alles weiß“ sei von „Sommerhieschen“.

Aber Himmelschlüsselchen bemerke ich nicht in diesen Händen der Kinder. Scheint nicht ein tiefer Sinn in diesem Namen zu liegen, wie es so oft mit den Volksnamen der Pflanzen und Thiere der Fall ist? Offenbar war heute der Himmel noch nicht erschlossen; die Wärme hatte sich noch nicht zu 10° R. Lufttemperatur dauern erhoben, und diese ist erforderlich, um bei uns den Waldgrund mit Frühlingsblüthen zu befeiden und die Knospen zu öffnen.

Aber die Schneeglöckchen waren doch da? Ja dafür heißen sie eben Schneeglöckchen; denn das hindert uns, auch in diesem Namen den tieferen Sinn zu suchen, den das sinnige Volk so oft und so treffend in seine Pflanzen- und Thiernamen gelegt hat? Es ist mindestens ebenso zulässig, wie von der weißen Farbe den Namen von dem Schnee selbst herguleiten, nach dessen Wegschmelzen das liebliche Gewächs seine Glöckchen abhängt zum Einläuten des Frühlings.

Ich war inzwischen in ihr Bereich gekommen. Das reinliche Lichtbraun des den Waldboden bedeckenden dünnen Laubes zeigte sich fast gleichmäßig mit weißen Pünktchen bestreut. Zwischen dem noch völlig fahlen Geseig des Unterwuchses bewegte sich ein zahlreicher Chor von Kindern und Erwachsenen, welcher eben der erwachenden Natur seine Huldbigung darbrachte, die Kinder laut jubelnd, die Älteren stumm und ruhig, fast verstohlen, als fühlten sie eine kleine Beschämung darüber, daß sie hier in Gesellschaft von Kindern es diesen gleichthäten. Es hatte sie aber nicht abgehalten, es ihnen dennoch gleichzutun. Sie folgten einer mächtigen, reinen Kegnung. Mir und meinen beiden Begleitern, einem jungen Künstlerpaar, denen meine Leser und Leserinnen z. B. die Vollenbilder und den Weihnachtsbaum des vorigen Jahrganges verdancken, kam dieses keine vergleichliche, weil überwundene falsche Schamgefühl Jener nicht, denn wir waren ja alle drei in bewußter Abicht dieses Naturkultus gekommen.

Nach aufmerksamem Spähen entdedten wir endlich auch einzelne aufsteigende Stöckchen des Himmelschlüsselchens. Aber sonst nichts. Das treue Frühlingskind, das Schwarzodokraut, Ranunculus Ficaria, und der Bärentauhauch, Allium ursinum, schüften sich erst nur noch schüchtern an, ihre Blätter zu entfalten, mit denen der letztere den Leipziger ihr schönes Rosenthal mit dem widerwärtigen Knoblauchduft an manchen Stellen durch und durch parfümirt. Warum ich das erstere Gewächs das treue Frühlingskind nenne und jetzt vorläufig auch noch als einen neudeutschen Kobold bezeichne, soll uns in Nr. 16. klar werden.

Wie schon oft auf winterlichen Gängen saßen wir heute noch einmal die laublosen Bäume recht scharf ins Auge, ehe uns das wiederkehrende Laub die charakteristische Ausführung verhüllen würde. Eichen, Küstern und Hornbäume, die herrschenden Holzarten dieses herrlichen Laubwaldes, von denen der Leipziger die letzteren für Buchen ausgiebt, deren keine einzige im Rosenthal zu finden ist, traten noch in deutlicher Gegensätzlichkeit neben einander auf. Die schlanken grünlichen Stämme der Eiche spotteten unseres Verlangens nach den unzugänglichen Blütenköpfchen der Krone, welche sich noch nicht regten, sondern von ihrer seidenen Ueberklebung noch dicht verschlossen schienen. Dagegen flatterten an vielen Erlen, die wie gewöhnlich trappweise sich einmischten, die sich ausdehnenden Blütenköpfchen schon lustig in der rauhen Luft und malten von fern betrachtet ein düstiges Violett in das durchsichtige Kronengewirr des Waldes. Am Boden hielten die karmintrothen feinen Rüstern des Partriegels, *Cornus*

sanguinea, einen Morgenrothschimmer, unterbrochen von der reinen Schwefelfarbe der männlichen Hafei-Krähen, hinter denen sich die zielichen purpurrothen Federkröhen der weiblichen Knospen züchtig verbargen.

Ein blauer sich am Boden hinwälzender Kautschweif und dröhnende Krähelie lenkten unsern Schritt zu einer Arbeit, welche durch das eingetretene Baumleben zu einer recht sauren wurde. Holzarbeiter waren beschäftigt Küsternstöcke zu roben. Der bereits eingetretene Frühjahrsfrost sprühte neben dem eingetriebenen Reile hervor und machte das ohnehin feste Holz zu einer schier unbeeinträchtigen Masse. Wenn tauschte ich für ein paar Groschen etwas von dem praktischen Wissen der Leute ein, um welches sich die Wissenschaft leider meist zu wenig bekümmert. Mir aber macht es immer viel Spaß, auch wenn ich nichts Neues zu hören bekomme, den Wald- und Feld-

professoren zuzuhören. Die guten Leute wissen ja nicht, daß ihre Leiber nur zu berechtigter Lehrreife in mir oft an den Unkräften kommt.

Da fiel indem wir uns zur Rückkehr wendeten der Strahl der tiefstehenden Sonne auf einen dichten Salixweidenbusch, Salix caprea, und spiegelte sich hundertfach in dem blendenden weißen Sammt der Blütenfüßchen, welche eben ihre Winterkapuzen, die große verhäulende Knospen-schuppe, abwerfen wollten.

Auch hier also nur erst Beginnen! und die Küstern, sonst immer unter den Ersten, hatten kaum angefangen ihre Blütenknospe zu ein wenig zu lüpfen.

Ränge kann es nun aber nicht mehr dauern, da werden hier Millionen Fesseln gesprengt, und das Alte wird neu werden.

Die Glieder der schwarzen Familie. *)

Von Dr. A. E. Reehm.

2. Die Raben- und die Nebelkrähe.

Was der Kollkrabe im Großen ist, sind Raben- und Nebelkrähe im Kleinen. Beide sind sich in ihrem Wesen und Sitten so ähnlich, daß wir sie zusammen betrachten können. Ihre Nehllichkeit ist ihnen am Besten selbst bewußt; denn sie paaren sich untereinander und beweisen dadurch thätig, daß die innigste Verwandtschaft zwischen ihnen herrscht. Ihre Unterscheidungsmerkmale beschränken sich einzig und allein auf das Gefieder. Die Rabenkrähe ist ein verkleinertes Kollkrabe, obwohl sie sich von diesem durch die stumpferen Flügel, den grad abgeschnittenen Schwanz, den weniger gewölbten Hinterhals und die dichteren, wenig glänzenden Federn hinlänglich unterscheidet; die Nebelkrähe ist am Hinterhals, Nacken, Rücken, an der Brust und dem Bauche grau, mit einzelnen, schwarzen Strichen, sonst aber der Rabenkrähe vollkommen gleich. Viele Forscher haben geglaubt, beide nur als Spielarten einer Art ansehen zu dürfen. Dem widersprechen jedoch gewisse Beobachtungen, welche wir über die Verbreitung gemacht haben, vollständig; denn niemals sieht man in Gegenden, welche bloß von einer Art bewohnt sind, eine Krähe, welche der andern Art auch nur entfernt ähnelt, und nur da, wo beide zusammen leben, kommen Verbastardungen vor. Doch davon später ausführlich; jetzt liegt es mir zunächst ob, beide Krähen mit ihren vielen Namen dem Leser ordentlich vorzustellen.

Die Rabenkrähe, Corvus corone, heißt auch noch Krähe, Mittelkrabe, gemeiner und schwarzer Rabe, der Quag, die Quage, Krabo, Krache, Reibe, Hauskrähe und Naskrähe; die Nebelkrähe dagegen Graurabe, Wehrkrabe, Krah-, Schild-, Mantel-, Sattel-, Schnee-, Winter-, Art-, Holz-, Hund- und Luderkrähe, Graumantel und Graurücken. Manche Namen gelten, wie wir sehen, für beide zugleich, natürlich hauptsächlich da, wo die eine oder die andere vorwiegend auftritt.

Die Art der Verbreitung beider Krähen ist sehr merkwürdig. Die Rabenkrähe kommt in Mittel- und Nord-

Europa, in Asien und Amerika vor, ist in Viefland, Dänemark und im süßlichen Schweden sehr selten, erscheint in Spanien nur zufällig, etwa alle Jubeljahre einmal^{*)}, ist aber in Japan, dessen Thierwelt überhaupt außerordentlich große Ähnlichkeit mit unserer hat, gemein; die Nebelkrähe lebt im Norden von Asien und Amerika, in den nördlichen und östlichen Ländern unseres Erdtheils. Sie kommt in Ungarn vor, ist in Griechenland häufiger Standvogel und in Ägypten die einzige Krähe, welche dort lebt. In Niederachsen, Anhalt, Schlesien u. s. w. berühren sich die Verbreitungskreise beider Arten, und hier finden nun zuweilen die gemischten Ehen zwischen ihnen Statt. Diese eigenthümliche Verbreitung ist uns ein sicherer Beweis, daß beide Krähen zusammen nicht eine einzige Art bilden; denn sonst wäre es gar nicht abzusehen, warum nicht auch in Spanien, Griechenland, Rußland und Nordschweden, Rabenkrähen oder umgekehrt zur Sommerzeit in Süd- und Mitteldeutschland, Frankreich, Italien u. s. w. Nebelkrähen vorkommen sollten, was nicht der Fall ist. Ebenso wenig dürfen wir beide Krähen als sogenannte klimatische Varietäten betrachten, weil nicht einzusehen ist, in welcher Weise das Klima auf Veränderung der Farbe wirken solle, oder vielmehr, daß wir nicht annehmen können, daß Egyptens Klima gleiche Wirkung mit dem Norwegens und Lapplands ausüben solle. So müssen wir vor der Hand beide wohl noch als zwei gesonderte Arten betrachten, wenn sich auch der Herr Professor Kuboff Wagner in Göttingen zu Gunsten seiner Einsparer-Theorie gewaltig dagegen ausgesprochen hat. Es ist wohl mehr Zufall als Regel, daß die Rabenkrähe mehr die Gebirge und die Nebelkrähe mehr die Ebenen zu ihrem Wohnorte vorzieht; denn beide kommen ebensowohl in der Ebene, wie im Gebirge vor. Süßliches Hügelland mit größeren Waldungen und fruchtbaren Feldern in der Nähe, sind ihnen unbedingt die liebsten Aufenthaltsorte; hier fällt ihnen immer etwas zu ihrem Unterhalte zu: und das ist ja doch immer die Hauptsache,

*) Ich habe bei der sorgfältigsten Durchforschung der von mir durchdrungenen Provinzen Spaniens und der genauesten Untersuchung aller Wälder bloß eine einzige Rabenkrähe in einer Sammlung spanischer Vögel gefunden.

*) Siehe 1859. Nr. 27. und 31.

welche ein Kluger bei der Wahl seiner Wohnung zu bedenken hat.

Beide Krähen sind eigentlich Stanbvögel, aber beide steigen im Winter aus den Höfen in die Ebenen herab und kommen, wenn es ihnen an Nahrung mangelt, als dreiste Bettler in die Straßen herein. Auch scheint es, als ob die Nebelkrähe weiter nach Süden hinziehe, als die Rabenkrähe es thut. Im nördlichen Deutschland ist sie der gewöhnliche Wintergast in den Städten, und hier, nach echter Bettlerart im hohen Grade dreist und unverschämt, obwohl niemals dabei unvorsichtig oder plump vertrauen. Die eine wie die andre zeichnet sich vielmehr durch große Schlaubeit aus; ja man kann sagen, sie seien listig und verschlagen im hohen Grade. Dem arbeitenden Landmann und dem nicht auf sie achtenden Wanderer nähern sie sich im freien Felde ohne Scheu. In den Städten lassen sie die Leute ruhig an sich vorüber gehen scheinbar ohne sie zu beachten; man darf jedoch nur den Blick nach ihnen hinwerfen, um zu erfahren, daß sie eben nur scheinbar nicht auf den Menschen achten. Man braucht nur eine Bewegung zu machen, um sie augenblicklich die Flucht nehmen zu sehen. Ihre vortheilhaften Sinne kommen ihnen dabei sehr zu Statzen, Gesicht, Gehör und Geruch sind äußerst fein und verrathen ihnen ebensoviele zu erlangende Beute als auch drohende Gefahr. Gesellschaftlich, wie sie sind, vermischen sie sich gern mit anderen ihrer Sippschaft, namentlich mit Saatkrähen und Dohlen, weniger aber, wie schon früher bemerkt, mit dem Kollkraben, welcher ihnen ein zu grober Gesell zu sein scheint. Auch außer der Brutzeit sieht man oft Gesellschaften von 20 bis 30 Stück zusammen. Gewisse hochstehende Bäume werden zu bestimmten Tageszeiten regelmäßig von ihnen aufgesucht, um in der früher beschriebenen Weise zu plaudern. Nach erlittenen Verletzungen sind sie aber auch an ihren Verletzungspunkten im höchsten Grade scheu. Man sieht sie immer in Bewegung, immer sechlich und nur bei strenger Kälte still, verstimmt, wenn auch nicht gerade traurig. Im Gegentheil wissen sie gar tolle Possen zu treiben. Wenn man auf der Luderhütte gut versteht ihrem Treiben ruhig zusehen will, kann man sich ein großes Vergnügen versprechen und wird gewiß nicht müde, sie stundenlang zu beobachten. Sie zanken sich öfter, aber nie ernstlich, sondern mehr spielend; sie tanzen förmlich oder springen wenigstens tanzweise umher, wälzen sich im Schnee, legen sich wohl auch auf den Rücken, nehmen die drolichsten Stellungen an und stoßen aneinander mit voller Anstrengung sonderbare oft kaum hörbare Töne heraus. Dabei nähern und entfernen sie sich von einander, schmausen zusammen und vertreiben sich so bestmöglichst die Zeit, ohne jedoch den Ernst der Nahrungserwerbende einen Augenblick lang zu vergessen. Im Gegenheil — ihr ganzes Trachten und Sinnen scheint darauf hinaus zu gehen, sich möglichst leicht und möglichst gute Nahrung zu verschaffen. Hierbei gelten alle Listen und alle Kräfte, und sie beweisen einen Verstand, welcher wahrhaft in Erstaunen setzt. Mein Vater hat eine Rabenkrähe mehrere Jahre hinter einander beobachtet, und wegen ihrer List und Schlaubeit nach und nach liebgewonnen. Er erzählt über dieselbe Vogel Folgendes:

„Es giebt unter den Vögeln, wie unter den Menschen, Genies, welche sich sehr auszeichnen. Ein solches Genie von einer recht klugen Art, welche 20 Meilen vom Rittergute in Oberentzenhof und 800 Schritte von meiner Wohnung in einem kleinen, aus hochstämmigen Kiefern und Birken bestehenden Walde nistete. Wenn diese Krähe Hunger hatte, zeigte sie eine Klugheit und Frechheit, welche allgemeines Staunen und lauten Unwillen erregte. So-

wie eine Heerde von alten und jungen Gänsen nicht gehörig beaufsichtigt war, stürzte sie sich auf ein kleines, von den Alten etwas entferntes Gänsechen, tödtete es mit einigen Schnabelstichen, packte es mit dem Schnabel am Hals und trug es ihren Jungen zu. Ebenso raubte sie die jungen Enten und Haushühner weg.

„Einst hatte eine Magd, welche im Garten graste, sich ein fettes Butterbrod — ein mageres verkehrte sie zuerst — aufgespart und auf das Gras gelegt. Als sie sich ein wenig davon entfernt hatte, stürzte sich die Krähe aus hoher Luft herab, ergriff das Butterbrod und trug es trotz allem Schreien der Eigenthümerin in ihr Nest. Die Knechte des Gutes waren damals noch mit hier üblichen kurzen Jacken bekleidet und nahmen ihr Morgenbrod in den Taschen derselben mit auf das Feld. Wenn die Sonne höher stieg, pflegten sie sich dieses Kleidungsstückes gewöhnlich zu entledigen und es auf den Rain am Ende des Feldes zu legen, um bequemer schlügen zu können. Einst, als sie hinreichend entfernt waren, kam die Krähe, zog das Frühstück aus der Jacke des Einen heraus und trug es fort. Die Kameraden lachten den Bestohlenen aus und äußerten, ihnen solle so etwas nicht begehen. Sie legten also am folgenden Tage die Jacken so, daß die Taschen eingewickelt und unten, demnach von dem größten Theile des Kleidungsstückes bedeckt waren. Jetzt ließ die Krähe auf dem hügeligen, unebnen Boden die Pfleger so weit weggehen, daß sie nicht mehr auf den Rain zurücksehen konnten, wendete die Jacke um, frach sich satt und trug ihren Jungen wieder ein reichliches Futter zu. Die Knechte mußten zuletzt ihre Jacken, um ihr Frühstück zu erhalten, mit so großen Steinen beschweren, daß die Krähe sie nicht in die Höhe heben konnte.

„Mittlerweile war das kluge Thier auf die Kleider der Menschen aufmerksam geworden. Sie untersuchte dieselben namentlich in den Höfen und Gebäuden. Wenn die Schäfer beim Frühstück etwas von ihrem Brode übrig gelassen hatten, steckte sie es in einen im Eingange des offenen Stalles hängenden alten Stallrock. Die Krähe durchstöberte auch die Taschen dieses Kleides, wenn sie angesehen sich nähern konnte; ja, sie flog sogar bis beinahe zur Mitte des Stalles in diesen hinein, um ihre Diebereien ausführen zu können.

„Der allgemein gehasste Vogel machte mir durch seine Geniestreiche die größte Freude, und man kann sich leicht denken, daß die an mich gerichteten Bitten, ihn zu schicken, ganz taube Ohren fanden. Wie hätte ich es über's Herz bringen können, solch einem geistreichen Gefellen das Lebenslicht auszublaffen! Ich dachte an das Leiber immer noch nicht außer Anwendung gefommene Sprichwort: „Kleine Diebe hängt man, und große läßt man laufen“ — und ließ den argen Epithuben zehn Jahre lang fliegen und laufen.“

Im Stehlen sind Nebel- und Rabenkrähen überhaupt Meister; namentlich geben sie allen Vögeln sehr nach. Lenz erzählt, daß sie den Enten, welche die Teiche in der Nähe seines Wohnortes bevölkern, ganz regelmäßig ihre Eier wegraugen und ungeachtet in die Entenhäuser hineingehen, um zu den Leckerbissen zu gelangen, ja förmlich Wache stehen, bis eine Ente gelegt hat, um ihr dann sofort das Ei abzunehmen. In ähnlicher Weise sollen sie über die Jungen Laus wegplagen, und die er mittelst großen und kleinen Säugthiere her, oder aber über allerlei Baum- und Feldkräuter. Gleichwohl wiegt der Nutzen, den sie durch Verilgung der schädlichen Thiere anrichten, allen Schaden, welchen sie zufügen können, reichlich auf. Ich wiederhole nochmals, daß man ihren Nutzen entschieden

verkennt, und den durch sie verursachten Schaden allzu hoch anrechnet.

Beide Krähen sind, wie ihre Sippschaftsverwandten, sehr früh am Tage munter. Im Sommer hört man ihre ersten Rufe bald nach 2 Uhr Morgens, obwohl sie erst gegen 4 Uhr ihrer Nahrung nachgehen. Man kann sie dabei in allen ihren Reibebewegungen beobachten. Sie gehen ernsthaft und wackelnd, schrittweise oder hüpfen ziemlich unbeholfen; begegnet ihnen etwas Unerwartetes, so stutzen sie den Schwanz und schlagen mit den Flügeln. Ihr Flug ist langsam aber sicher, fest, regelmässig. Selten erheben sie sich bedeutend über die Erde; über Gewässer fliegen sie oft so tief dahin, daß sie mit den Flügelspitzen beinahe die Wasseroberfläche berühren. Ihre Stimme ist ein rauhes „Krah“

stehen sie herab, daß die Federn davon stieben und verblasen sich bei der Krähnhütte so weit in ihrer Wuth, daß sie die am Boden liegenden Leichen der zu Duzenden unter den Schüssen der verfederten Jäger fallenden Mitkräher nicht abwendig machen können.

Ende Februar oder Anfangs März machen sie zum Brüten Anstalt. Sie schnäbeln sich oft sehr zärtlich, spielen lange miteinander und paaren sich nach den allerinnigsten Liebkoßungen. Beide Gattungen bauen am Neste. Sie benutzen gern ein altes Nest, wozüglich das ihrige vom vorigen Jahre; jedoch kommt es ihnen gar nicht darauf an, auch einer andern Familie die Wohnung wegzunehmen. Niemals sehen diese Nester in großer Menge beisammen, wie die der Saatkrähen, sondern immer einzeln und weniger



1. Die Nebelkrähe, *Corvus cornix*. — 2. Die Habenkrahe, *C. corone*. — 3. Der Kestrel, *C. corax*. — 4. Die Dohle, *C. monedula*. — 5. Der Saatkrähe, *C. frugilegus*.

oder „Krah“, manchmal kurz, manchmal lang gezogen. Wenn sie sich recht behaglich fühlen, hört man ein knarrendes „Krahhor“; wollen sie warnen, dann rufen sie ebenso aber kürzer oder knarren ganz leise. Bei Witterungswechsel hört man ein sehr hohes „Klak, Klak“ oder Koll und Kroll“ von den Nebelkrähen und von den Rabenkrähen ein tiefes „Krah“.

Beide Arten verfolgen alle Raubvögel auf das Eifrigste und gebärden sich geradwegs wie unfähig, sobald sie eine Gule, namentlich einen Uhu erblicken. Adler, Bussarde, Habichte und selbst kleinere Falken, werden mit außerordentlicher Festigkeit von ihnen angegriffen und unter unaufhörlichem Geschrei meilenweit verfolgt. Auf den Uhu

in großen Wäldern als in Feldgehölzen, immer aber auf hohen und schlanken Bäumen. Sie bestehen aus trocknen Reisern, einer Erd- und Moosschicht und einer Ausfütterung von Wolle, Schweinsborsten und andern Haaren. Man findet 4, selten 5 hell grünlich, grau und dunkel-olivbraun gesprigte und gefleckte Eier in denselben, welche von beiden Eltern eifrig bebrütet werden. Nach ungefähr drei Wochen schlüpfen die Jungen aus. Sie sind Anfangs blind und sehr häßlich, wachsen aber rasch. Anfangs werden sie mit Würmern und Kerbtieren, später mit Waß und größeren Tieren aufgefüttert. Sobald sie Federn bekommen haben, klettern sie aus dem Neste heraus und auf die nächsten Zweige, kehren aber immer wieder in das Nest

zurück, bis sie mit dem Flüggeworden sich weiter und weiter entfernen und endlich ganz fortgehen. Selten machen die Weibern zwei Bruten im Jahre.

In allen Gegenden, wo sich die Verbreitungskreise beider Kränenarten berühren, namentlich in Norddeutschland, paaren sich Raben- und Nebelkränen mit einander, und jeder aufmerksame Beobachter kann sich hiervon überzeugen. Die Bastarde, welche die beiden Arten miteinander erzeugen, sind fruchtbar, wie durch vielfache Beobachtungen namentlich unseres Raumann festgestellt worden ist; sie paaren sich wieder häufig untereinander, erzeugen aber niemals wieder Junge, welche ihnen ähneln, sondern immer nur solche, welche dieser oder jener Art wieder vollständig gleichen. Die Bastarde zeigen eine unendliche Menge verschiedener Färbungen, einige sehen ganz schwarz aus, aber bekommen da, wo bei einem der Erzeuger Graue war, keinen Glanz, andere haben graue Federn, aber mit schwarzen Spitzen, andere ähneln der Nebelkräne, sind aber dunkler; andere endlich sind gleichmäßig schwarz und grau gemischt.

Zedenfalls ist diese Thatsache höchst wichtig für die große, schwebende Streitfrage über den Ursprung der Menschentassen.

Die Jagd und der Fang der Raben- und Nebelkräne sind immer ziemlich schwierig, weil sich die scheuen Thiere so leicht nicht berücken lassen. Sobald sie Nachstellungen erfahren, ist ihnen gar nicht mehr beizukommen; denn sie lernen die ihnen gefährlichen Personen ebenso gut kennen, als sich selbst und weichen ihnen auf sehr große Entfernungen vorsichtig aus. Ihr Haß gegen die Gullen ist das einzige aber schlechte Mittel, welches der Mensch anwendet, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Jedenfalls ist es unrecht, wenn er seine Nachstellungen so weit ausdehnt als es leider immer noch zu geschehen pflegt, denn niemals wird durch Schutz der Kränen sich ein merklicher Schaden für den Menschen erkennen lassen, wohl aber wird ein solcher sehr bald bemerkbar werden, wenn man die fleißigen, treuen Thiere so arg befehdet.

Das Wasser des Meeres.

Von Dr. Otto Dammer.

Die Frage nach der Herkunft des Salzes im Meere beschäftigt uns nicht. Schon in der ersten Nummer dieses Blattes ist darüber genügende Auskunft gegeben. Der Herr Herausgeber hat an einem Beispiel anschaulich gemacht, wie durch den steten Zufluß der Flüsse immerwährend dem Meere Salze zugeführt werden, wie durch die Verdunstung nur reines Wasser als Gas von der Oberfläche unsichtbar sich abhebt und wie in Folge dieses Vorganges endlich das Meer eine mit Salz gesättigte Lauge werden würde, wenn es nicht Vorgänge gäbe, die eine feste Abscheidung der gelösten Salze bewirken. „Unsichtbare Berge“ strömen dem Meere zu, sie werden sichtbar im Laufe der Jahrtausende; die kleinsten Baumeister arbeiten unablässig an dem Riesenwerk. Mikroskopisch kleine Thiere, die Wurzelfüßler, scheiden jedes für sich in kleinster Menge den Kalk ab; durch Vereinigung ihrer Kräfte erst wirken sie angebeurt. Unscheinbare Pflänzchen, die wir oft als „Schleim“ nur mit Widerwillen in Lachen und Pfützen betrachten, sie saugen Kohlen Säure ein, die sie zum Aufbau ihres Körpers verwenden, und dadurch wird der in Wasser gelöste Kalk gefällt, gerade so wie in kaltrreichen Gegenden das Wasser beim Kochen milchig trübe wird, weil die Kohlen Säure durch die Hitze ausgetrieben wird und der Kalk, der als doppelt kohlensaurer Kalk gelöst war, nun als einfach kohlensaurer Kalk sich auscheiden muß, weil er unlöslich wird. Die kleinen Zellalgen überleben sich mit Kalk, werden endlich so schwer, daß sie niederstinken, und tragen nun am Boden des Meeres bei zum Aufbau des Schichtengebäudes. Ich habe nur vom Kalk gesprochen, aber die Pflanzen und Thiere enthalten auch andere Salze. — Pflanzenasche z. B. Pottasche oder kohlensaures Kali — diese werden ebenfalls abgetrieben, und fast für jedes einzelne giebt es bestimmte Sammelplätze. Der doppeltkohlensaurer Kalk wird von den Algen gefestigt, der Gyps fällt bei den erwähnten Wurzelfüßlern anheim und den Muscheln. Durch den Lebensprozeß verwandeln sie den Gyps — schwefelsauren Kalk — in kohlensauren Kalk und verwenden diesen zu ihrem

Knochengestüt, der farbenprangenden Muschel. Kochsalz brauchen alle Geschöpfe des Meeres; ebenso gleichmäßig verteilen sich die Salze der Bittererde, Schwefel, Chlor, Phosphorsäure finden wir in wechselnden Mengen ebenfalls überall. — An den Küsten Schottlands und Frankreichs denn man die vom Meere bei großen Stürmen ausgeworfenen Tangarten (Fucus), trocknet und verbrennt sie in Gruben. Die Asche schmilzt und wird in großen Stücken als Kelp und Barer in den Handel gebracht. Früher, ehe noch die Industrie in der Gewinnung der Soda auf dem Standpunkte war wie heute, wurde durch Auslaugen des Kelps und Barers eine reinere Soda — kohlensaures Natron — gewonnen. Die Pflanzen sind die Sammler des Natrons im Meere. — Jetzt würden diese beiden Handelsartikel, Kelp und Barer, wohl kaum noch Werth haben, denn die Soda gewinnt man heute in großen Oefen aus Kochsalz, wenn nicht die Chemie in dem Rückstande des wässrigen Auszugs des Kelps und Barers, nach der Auscheidung der Soda zwei Stoffe gefunden hätte, die anfänglich als chemische raritäten bewundert, in kleinen Mengen in Glasröhrchen eingeschlossen noch vor wenigen Jahren an den Universitäten von den Professoren vorgezeigt wurden, jetzt schon in der Medicin und Technik bedeutende Anwendung gefunden haben. Das eine ist das tropfheilende Jod, das in der Photographie unentbehrlich geworden ist; das andere das bei gewöhnlicher Temperatur flüssige Brom, das man mit Erfolg gegen den Krebs als Heilmittel braucht. — In den Tangen werden diese beiden Stoffe, die im Meerwasser in so geringer Menge vorhanden sind, gesammelt und dadurch der Kunst des Menschen zugänglich gemacht. Ohne die vermittelnden Pflanzen müßten wir unendliche Mengen Meerwassers abdampfen, um endlich doch nur geringe Mengen Jod und Brom zu gewinnen.

In den 3¼ Pfunden fester Stoffe, die in 100 Pfund Meerwasser enthalten sind, kennen wir also eine große Anzahl verschiedener Stoffe. Kali, Natron, Bittererde, Kalk,

Eisen, Kieselerde, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Chlor, Brom, Jod verbinden sich untereinander und bilden eine große Reihe von Salzen. Es darf uns nicht wundern, im Meere alle diese Stoffe zu finden; ist doch das Meer der Sammelplatz alles dessen, was löslich ist, auf der Erde; und wähele die Flüsse sind Straßen genug, auf denen die gelösten Stoffe dem Meere zufließen können. Allgemein verbreitet finden sich die Elemente auf der Erde, so ist z. B. Arsenik nachgewiesen in den Kartothesialen, Kupfer im Blut der Weinbergschnecke, Jod in vielen Landpflanzen und Gewässern, kurz, wenn wir auf die geringsten Mengen nur Achtung geben, wenn wir genügend Material zur Untersuchung verwenden, um der Wissenschaft erreichbare kleinste Quantitäten endlich in unsern zur Scheidung dienenden Röhren sammeln zu können, so möchten wir wohl alle Elemente allverbreitet finden. Also warum nicht auch im Meere? Abfolot unlöslich ist ja kein Körper. Und ich bin der Ueberzeugung, daß bei fortgesetzten Untersuchungen endlich alle Elemente im Meere werden aufgefunden werden, um so leichter, wenn wir die Pflanzen und Thiere kennen lernen und zerlegen, die, wie die Lauge des Jod und Brom, die andern Elemente festeln. Wer hätte z. B. gedacht im Meere Silber zu finden? Noch dazu, da Chlorflüßer so unlöslich ist und allein Chlorflüßer im Meere enthalten sein kann, weil alle Silbererze mit Kochsalz (Chlor-

natrium) in Berührung Chlorflüßer geben. Nun finden sich die Kupferbeschläge alter Schiffe silberhaltig! Aber wie kommt das Silber an die Schiffe? Taucht man in eine Silberlösung Kupfer oder Zink, dann scheidet Silber metallisch sich aus und eine gleiche Menge Zink oder Kupfer löst sich. (Die Galvanoplastik beruht hierauf.) Bei langer Berührung mit dem Meerwasser müssen sich also die so außerordentlich geringen Spuren Silber endlich zu ansehnlichen Mengen häufen. Nach Beckrode (Voggenhorst's Annalen) werden die niederländischen Indiensfahrer mit englisch Yellow-Metall (Kupfer-Zink) beschlagen und ein solcher Beschlag hält sechs Jahre. Nach dieser Zeit unterlucht, enthält das vorher silberfreie Metall im Mittel in 2000 Pfd. 18 Lth. Silber. Nun werden jährlich 600,000 Pfd. Yellow-Metall verbraucht, mithin in 6 Jahren 180 Pfd. Silber durch die niederländischen Indiensfahrer aus dem Meere ausgeschieden.

Sind wir nun einmal auf dem Meere, so wollen wir noch gelegentlich der Frage unsrer Aufmerksamkeit zuwenden: wie kommt es, daß dort, wo das Auge nur Himmel und Wasser erblickt, der Mensch dem qualvollen Durst erliegen muß, wenn die weißlich mitgenommenen Süßwasser-vorräthe durch irgend welches Unglück erschöpft sind. Zur Ueberflüßer gebe ich den Gehalt an festen Stoffen in verschiedenen Wässern der Erde nach Woleffott:

	enthält in 1000 Theilen	$\frac{3}{100}$ Theil fester Bestandtheile.
Regenwasser	„ „ „	$\frac{3}{100}$ „ „ „
Schneewasser	„ „ „	$\frac{4}{100}$ „ „ „
Binnenseewasser	„ „ „	$\frac{1}{10}$ „ „ „
Flußwasser	„ „ „	$\frac{1}{10}$ „ „ „
Luftwasser	„ „ „	$\frac{1}{4}$ „ „ „
Wasser artesischer Brunnen	„ „ „	beinahe $\frac{1}{2}$ „ „ „
Gewöhnliches Brunnenwasser	„ „ „	reichlich $\frac{1}{2}$ „ „ „
Meerwasser	„ „ „	beinahe 36 „ „ „

Hieraus wird der Salzreichtum des Meeres gegenüber dem als Getränk benutzten Luftwasser deutlich. Nun könnte aber die Unbrauchbarkeit des Meerwassers zum Trinken allein durch den bitteren Geschmack bedingt sein und dann wäre nicht abzusehen, wie der Geschmack allein den Tod wünschenswerther als das Getränk machen sollte. Wir haben uns also nach andern Gründen umzusehen. Die Physiologie muß Aufschluß geben. Der Körper gebraucht, um Salzen unbeschadet der Gesundheit den Durchgang zu gestatten, eine bestimmte Menge Wassers. Nur in sehr verdünnten Lösungen verträgt der Mensch die Salze. Nach dem Genuß stark gesalzener Speisen müssen wir reichlich Wasser trinken, um das richtige Verhältnis zwischens Salz und Wasser herzustellen. Wie finden wir nun wohl dies Verhältnis, daß es und durch Zahlen deutlich zu machen ist? Offenbar im Harn. Der normale Harn sagt uns in seinen festen Bestandtheilen, wie viel Wasser notwendig ist zur Durchführung einer bestimmten Salzmenge durch die Gewebe. Nun enthält aber das Meerwasser fast dreimal so viel Salz als der Harn; man müßte also neben dem Meerwasser noch zweimal so viel Süßwasser trinken, um das Salz des Meerwassers zu tragen zu können. In Gemangelung dieser $\frac{2}{3}$ verduftet der Mensch. Dazu kommt aber noch, daß das Meerwasser Durchfall erregt, wodurch neue Wassermengen dem Körper entzogen werden, und so ist hinlänglich erklärt, wie das Meerwasser den Durst nicht nur nicht stillt, sondern ihn noch erhöht. — Eingezogen auf die theils sehr gestrichen

Apparate, mit deren Hilfe man durch Destillation auf den Schiffen Trinkwasser aus Meerwasser darstellt, würde zu weit führen, ich will nur noch erwähnen, daß, wenn nicht als Getränk, so doch als Bad das Meerwasser wenigstens auf einige Zeit den Durst stillen kann. — Eine Unbrauchbarkeit als Getränk beruht darauf, daß die Gewebe, die Hüte, so salzreiche Flüssigkeit nicht durchlassen, im Gegentheil tritt, wenn man Meerwasser von süßem Wasser durch eine Haut trennt, von diesem zu jenem über, und ordnet man die beiden Flüssigkeiten so, daß das Salzwasser über dem reinen Wasser sich befindet, so bringt selbst gegen das Gesetz der Schwere von diesem durch die Haut ein Theil zu jenem hinan.

Filtrirt man Seewasser durch Sand, so ist das durchgelaufene salzärmer, ebenso tritt salzärmeres Wasser durch eine Haut, wenn man diese als Filter benutz. Dies ist die Erklärung der durststillenden Eigenschaft des Meerwassers beim Baden. Daß wirklich Wasser beim Baden in den Körper tritt und die Lösung des Durstes nicht etwa auf Nerveneinwirkung beruht, ist durch Wägung vor und nach dem Bade nachgewiesen. Anson, William Wlign, Franklin benutzten die Eigenschaft der Haut, Wasser aufzunehmen, um Seeleute, denen es an süßem Wasser gebrach, gegen die Qualen des Durstes zu schützen. In neuerer Zeit ist der Nutzen des Badens gegen den Durst von dem Schiffsarzte Panou an den Schiffbrüchigen einer niederländischen Barke auf dem St. Paulus-Felsen erprobt.

Kleinere Mittheilungen.

Gutta Sercha. Es giebt Pflanzenstoffe, welche so sehr ein Bedürfnis geworden sind, daß man in große Verlangenheit gesetzt würde, wenn man sie einbüßen oder nur mit Sparsamkeit anwenden könnte. Das Kaustikum wird stets in Uebersuß vorhanden sein, weil man es von einer großen Anzahl von Pflanzen verschiedener Familien und verschiedener Länder gewinnt. Aber die Gutta Sercha wird bis jetzt von einer einzigen Sapotacee, der Jsonandra gutta Hooker, gewonnen, welche auf Singapore und auf der malayischen Halbinsel wächst, wo man die Bäume mit einer schnellererregenden Schnelligkeit vertrieht. Ohne Zweifel wird man Jsonandrafraktionen in mehreren Ländern einführen, und die holländische Regierung beschäftigt sich in Surinam schon damit; aber ehe diese ertragsfähig werden, können noch viele Jahre vergehen. Wäsklicher Weise hat man in neuerer Zeit zwei Entdeckungen gemacht, welche das Publikum beruhigen können. Erstens hat man auf Malabar einen Baum entdeckt, welcher entweder Jsonandra gutta selbst oder wenigstens eine sehr verwandte Art ist, welche einen gleichen Saft wie diese hat. Die zweite Entdeckung ist eine Surinamische Sapotacee, welche Blume Sapota Müllerii nennt, welche einen ähnlichen Saft wie die Jsonandra gutta hat und zu der Vermuthung berechtigt, daß auch andere amerikanische Sapotaceen denselben haben werden. (Biblioth. univers.)

Der Amazonasstrom. In einem der Pest-Dieser Zeitung mitgetheilten Schreiben des Dr. Pallemant, der sich in Brasilien von der Nevada-Expedition getrennt hat, Folgendes: „Es ist etwas Ungewöhnliches um diesen Amazonasstrom! Ich bin nun jetzt 200 geogr. Meilen“) denselben hinaufgefahren und doch will dieses dahinstromende Süßwasser nicht abnehmen. In Obdior brachte ich aus sehr sicheren Elementen heraus, daß in einer Minute 2,133,333 Kubitaster Wasser dort vorbeiziehen. Fast überall sieht man zwischen den beiden Ufern rückwärts und vorwärts das Wasser den Horizont bilden, ja wenn man der Mündung des Tapajos gegenüber am linken Amazonasufer jenem Strom zufährt, erblickt man drei Seehorizonte, zwei vom Amazonasstrom und einen vom Tapajos“ (hier folgt ohne Zweifel heissen, drei Hiertel des Seehorizontes). „Sogar hier am Rio Negro sieht man eine solche Strecke den Strom hinauf, daß kein Wasser an einer Stelle den Horizont bildet. — Welche wunderbaren Reiserindrücke habe ich nicht erlebt! Von Pará machte ich einen Ausflug nach Camelo am Cosantim und brachte dort die Pfingsttage zu. Nie habe ich die Xenoventur so in ihrer tiefen Poesie erlebt wie dort. Manritia-Palmen bilden dort ein Meer von Palmen mitten im Süßwassermeer. Caterpen, die schöne Oenocarpus disticha und scharfzackelste Aftreocarpus geben ihnen dabei. Unter mächtigen Bortholletien mitten im Gebüsch dunkler Cacaobäume, schlanker Gummi-bäume und kräftiger Platanen leben barbare Leute. Indischer ihr süßes Fleisch in Fricade und Anzuzhohlseligkeit. Der Wald, der Fluß erlaubt sie, keine Arbeit kümmert sie. Und eben weil Wald und Fluß sie ernährt, sind sie Kinder derer und bringen ebenso viel Zeit im Wasser wie auf dem Lande zu. Alles haben Männer, Frauen und Kinder. Oft sieht man das amnuthige braune Gewimmel im Wasser. Große Sirenen schwimmen junge Mädchen längs dem Ufer dahin, nach sich schleppend das glänzende schwarze Haar und im lachenden Scherz, um einander herumlaufend. — In jenen Wäldern am Fluß kommt kein Fremder, dort bleibt dieser Naturlauf noch in seiner vollsten Reinheit und die Welt befindet sich in den amnuthigsten Felsjahren.“

*) In großer Nähe ungefähr die Entfernung von Neapel bis Königsberg.

Humboldts wissenschaftlicher Nachlaß *).

Die „Briefe von Alexander von Humboldt an Bornhagen von Enje“ haben das Gedächtniß A. von Hum-

*) Ich tiefe am Nachdruck dieses Artikels.

Zur Beachtung. Da mit dieser Nummer das erste Quartal beginnt, so ersuchen wir die geehrten Abonnenten ihre Bestellungen schleunigst aufgeben zu wollen.

Selbst in lebhaftester Weise wieder aufgeschrieben; ja man muß es selber sagen, daß dieses Buch eine allgemeinere und lebhaftere Theilnahme, wenn auch in entgegengekehrten Richtungen, hervorgerufen hat, als des großen Mannes Tod selbst.

Es ist hier nicht meine Absicht, in den Kampf, den dieses denkwürdige Buch hervorgerufen hat, einzutreten; noch weniger aber auch in dieses Buch und was sich daran geknüpft hat, weil die Veranlassung gewesen zu dem, was ich in Nachfolgendem dem deutschen Volk aus dem Herz legen, wenn es wird auf diesem selbst hervorgeht, daß es auf Unterhandlungen weit älteren Datums beruht.

Bekanntlich hat Alexander von Humboldt mit wenigen Ausnahmen seinen sämmtlichen persönlichen Besitz seinem alten sammenthiere Seifert vermacht, oder vielmehr schon bei Lebzeiten vererbt. Ebenso bekannt dürfte das seine Zeit in allen Zeitungen die Kunde machende Gerücht sein, daß die Humboldtschen Sammlungen nach Nordamerika, nach einer andern Eorart nach England, verkauft seien. Beides hat sich glücklicherweise als unwarh erwiesen.

Ich sage „glücklicherweise“, denn es würde eine Schande für das deutsche Volk sein, wenn es das Humboldtsche Sammlungen am 2. Januar d. S. dem Prinzen Regenten von Preußen zu öffentlichem Ankauf anboten hat; nach einer (nach einer ganz neuerdings brüßlichen Mittheilung eines Beauftragten des Herrn S.) wenig oder keine Aussicht zu einem solchen Ankauf vorhanden ist; daß vor der Hand von seiner Seite ein anderweitiger Ankauf beabsichtigt oder angeregt wird; das endlich da die Humboldtsche Wohnung am 1. Juli geräumt werden muß, ein Verkauf bis dahin nothwendig erfolgen soll.

Was ist da zu thun? Sollen wir Deutschen die Hände in den Schoß legen und die Sachen gehen lassen, wie es Oestreich thut? Es ist wahr, wo auch bereits Humboldts Museum aufgestellt sein wird, innerhalb oder außerhalb deutscher Grenzen, überall wird es in seiner Heimath leben, denn Humboldt gehörte der ganzen gebildeten Welt an. Aber die süßen Rechte und Widüren des Vaterlandes im engeren Sinne lassen sich mit solchen weltbürgerlichen Anschauungen nicht versöhnen. Und wie ganz und gar Humboldt ein Deutscher in der reinsten, edelsten Bedeutung des Wortes war, das geht, wenn es nicht längst bekannt gewesen wäre, eben aus vielen seiner Briefe an Bornhagen hervor.

Wozu, hält man mir hier vielleicht ein, wozu alle diese Worte, wenn ich nicht wenigstens, wenn auch noch so schwärmern, einen Vorschlag mache? Indem ich einen solchen allerdings nicht zu machen wage, wenigstens in diesem Augenblicke noch nicht, so sint meine Worte dennoch nicht müßig. Weiß ich doch, daß ich den Gemüthungen vieler, wenn nicht aller meiner Leser Eindruck oder wenigstens Anregung gegeben habe.

Dies gethan zu haben muß und jetzt genügen. Wir wissen ja nicht, ob sich nicht vielleicht anderwärts das deutsche Ohr- und Frischgeseh in unmittelbarer Verbindung mit besäsigter Thätigkeit regt.

Nur das sei mir noch zu sagen gestattet, daß Herr Seifert in einem seiner Schreiben eine „Minimalforderung“ von 50,000 Thlr. stellt und daß ich ihm als zu dem für das deutsche Volk zu erwerbenden Nachlaß Alexander von Humboldts selbstverständlich auch die Ausstattung seines Arbeits- und Sterbesimmers gehörig bezeichnet habe.

Die nächste Zukunft muß es zeigen, was entweder wir uns oder Andere sich in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu thun vorbehalten.

Wenn Berlin nicht zu handeln weiß, so wird dies vielleicht eine andere große Stadt Deutschlands wissen.